

Liselott Herforth (1916 – 2010)

„Mach all das selbst, von dem Du sicher bist, dass es kein anderer besser kann als Du.“



Liselott Herforth wurde in Altenburg geboren. Ihre frühe Kindheit verbrachte sie jedoch in Eydtkuhnen, wo sie 1923 eingeschult wurde. Ein Jahr nach der Einschulung zog sie mit ihren Eltern nach Marienwerder, wo sie auch die Volksschule beendete. Die höhere Schule besuchte sie erst ein Jahr in Leipzig und im Anschluss in Berlin. 1933 erwarb sie die mittlere Reife und nach einem weiteren Schulwechsel, zum Erwerb des Abiturs, legte sie 1936 die Hochschulreife auf einer reinen Mädchenschule, einem Lyzeum, ab. Lange hatte sie mit dem Gedanken gespielt einen Beruf in der musikalischen Richtung zu ergreifen. Nach und nach entwickelte sich allerdings ihre Begeisterung für die Naturwissenschaften, insbesondere

Physik und Mathematik.

„Kurz vor dem Abitur brachte mir eine Freundin, die meine Liebe zu den Naturwissenschaften kannte, eine Biographie der Marie Curie. [...] Ich erhielt zum ersten Mal Einblick, was Forschen bedeutet, auch was Begeisterung, Zielstrebigkeit und Ausdauer bewirken können. Mein Studienwunsch stand damit endgültig fest: Mathematik und Physik.“

Nach dem dreimonatigen Arbeitsdienst begann das Studium im Wintersemester 1936/37 im Studiengang „angewandte Mathematik“ an der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg. Der Studienplan sah das Besuchen der Vorlesung „Experimentalphysik“ vom ersten Semester an vor. Die Vorlesung wurde enthusiastisch von Prof. Hans Geiger gehalten, was Liselott Herforth zu Überlegungen das Studienfach zu wechseln führte. Vorsorglich belegte sie physikalische Chemie, Elektrotechnik und Maschinenbaulaboratorium. So konnte sie bei einem Wechsel in den Physikstudiengang im Zeitplan bleiben.

Das Vordiplom legte sie 1938 noch in Mathematik ab. Nach der Prüfung wechselt sie zum Hauptstudium ins Fach Physik. Von Prof Geiger wurde sie direkt als Hilfsassistentin eingestellt. Sie bekam von ihm ebenfalls ein Diplomthema: „Bestimmung der Halbwertszeit von ThC' mithilfe eines Koinzidenzverstärkers mit kontinuierlich – veränderlichem Auflösungsvermögen“ gestellt. Den Koinzidenzverstärker fertigte sie hierfür selbst an. Das Studium schloss sie 1940 mit dem Diplom ab.

Allerdings benötigte die Diplomarbeit bei Prof. Geiger eine Überarbeitung: „Lesen Sie die Arbeiten in der Zeitschrift für Physik, nur das Wesentliche, nur das Notwendigste, schreiben Sie die Arbeit noch mal.“ Nachdem dies erledigt war, arbeitete sie anschließend noch zwei Jahre bis zum Januar 1943 an der Technischen Hochschule in den Fachbereichen Mathematik und Physik. Ihre Forschung befasste sich mit Zählrohren, kosmischer Strahlung, den schon bekannten Koinzidenzverstärkern und mit radioaktiver Strahlung. Was später der Hauptgegenstand ihrer wissenschaftlichen Karriere sein wird. Sie fertigte die Dissertation „Streuung von Mesonen in Blei, gemessen in Zählrohren“ an. Die mündliche Prüfung zur Dissertation bestand sie nicht. Ihr Chef zu der Zeit, Werner Heisenberg, sagte daraufhin: „Machen sie sich nichts d’raus.“

Von Heisenberg vermittelt ging sie zum 1. Juni 1943 an das Physikalische Institut der Universität Leipzig. Zum 1. März 1944 wechselte sie dann an die Universität Freiburg und war dort Assistentin bei dem Direktor des Physikalischen Instituts. Zwei Jahre später zum 1. April folgte im Oberspreewerk die Position einer Industriephysikerin. Trotz einer Gehaltserhöhung nach nur einem halben Jahr verließ sie das Werk Ende Dezember um zu promovieren. Vom 1. Januar 1947 bis 31. Januar 1949 promovierte sie am Kaiser-Wilhelm-Institut für Physikalische Chemie und Elektrochemie in Berlin Dahlem zum von Hartmut Kallmann gestellten Thema „Fluoreszenz organischer Substanzen bei Anregung mit Alpha-, Beta-, Gamma-Strahlung“.

Die Promotion sollte ohne Bezahlung durchgeführt werden. Nach vier Monaten hatte Frau Herforth bereits kleinere Ergebnisse vorzuweisen und konnte so ein Stipendium erhalten. Mit anwachsender erfolgreicher Datenmenge wurde sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin eingestellt und erhielt ein Gehalt. Ihr Doktorvater Hartmut Kallmann hielt bereits 1947 einen Vortrag anhand ihrer Daten über die Anregung der Fluoreszenz von organischen Flüssigkeiten. Die weltweit allererste Publikation zu diesem Thema erschien 1949 in den Annalen der Physik gemeinsam verfasst von Liselott Herforth und Hartmut Kallmann.



Parallel zu den Forschungen an ihrer Dissertation arbeitete sie an Experimenten, die in Leipzig begonnen wurden und daraus folgte bereits 1947 ihr erste Veröffentlichung: „Messung sehr geringer Ionisationen mit der Strömungsionisationskammer nach G. Hoffmann“. Liselott Herforth hatte sich aufgrund der Situation eine unbezahlte Doktorarbeit zu machen ein Zeitlimit von 2 Jahren gesetzt. Dies konnte sie um 3 Monate unterschreiten, so dass die Doktorarbeit am 13. September 1948 eingereicht wurde. Die Disputation fand am 1. November 1948 statt. Die Prüfung wurde erfolgreich bestanden und das Gesamturteil der

Doktorarbeit war „Gut“, wobei der schriftliche Teil mit „Sehr Gut“ bewertet wurde. Sie bewarb sich an der Technischen Universität auf eine planmäßige Assistentenposition und auf eine Assistentenstelle in Berlin Buch.

An die Fahrt zum Kennlerngespräch erinnert sie sich später in einem Interview folgendermaßen: „Es ist heute fast auf den Tag genau vor 35 Jahren, als ich mit der S-Bahn von Westberlin kommend, den vom Regen aufgeweichten Lindenberger Weg entlang ging, um mich Walter Friedrich kurz nach meiner Promotion an der TU Charlottenburg vorzustellen, in der Hoffnung, in dem von ihm geleiteten, neugegründeten Akademie-Institut für Medizin und Biologie und speziell in seiner im Aufbau befindlichen Abteilung Biophysik, eine Anstellung zu finden. Ganz wohl war mir dabei nicht, denn ich hatte weder Ahnung von Medizin, noch von Biologie noch von Biophysik [...].“

Beide Positionen hätte sie erhalten, aber durch Verzögerungen in der Verwaltung zog sie ihre Bewerbung an der TU Berlin-Charlottenburg bereits am 1. Dezember zurück und trat ihre neue Arbeitsstelle in Berlin-Buch am 1. Februar 1949 in der Abteilung Biophysik als wissenschaftliche Assistentin an. An dem Tag wurde erst final positiv über Ihre Bewerbung an der TU Berlin-Charlottenburg entschieden. Sie sagte später über den Umzug nach Ost-Berlin: „Das war in meinem Leben die beste Entscheidung.“ In den Sektoren der westlichen Alliierten gab es inzwischen weniger Karrieremöglichkeiten für weibliche Wissenschaftlerinnen als es noch zur Zeit des Krieges durch den „Männermangel“ der Fall gewesen war.

Auf dem Weg zur Habilitation

Über die wissenschaftliche Position in Berlin-Buch sagt Frau Herforth rückblickend über die Anfangszeit: „So konnte ich mir überhaupt nicht vorstellen, was Röntgenstrukturanalyse mit der Aufgabenstellung des Instituts, der Erforschung des Krebses, zu tun haben könnte. Insgeheim hegte ich jedoch die Hoffnung, dass das, was ich bisher gelernt hatte und beherrschte, nämlich die GeigerMüller-Zählrohrtechnik und die Szintillationszählung, auch hier einmal gebraucht würden und vielleicht auch meine Erfahrungen mit fluoreszierenden Substanzen. Aber es waren nur schwache Hoffnungen, von denen ich nicht zu reden wagte, als ich Walter Friedrich gegenüberstand.“

In Berlin-Buch hatte sie sich zuerst bei Käthe Dornfelder einzuarbeiten, die das Labor von Walter Friedrich in vielen wissenschaftlichen Bereichen dominierte. Liselott Herforths Aufgabe war die „Schaffung der experimentellen Vorbedingungen für die Voruntersuchungen zur Entwicklung eines Gerätes zur lichtphotographischen Bestimmung der Intensitäten von Röntgenreflexen“. Nach und nach sollte sie sich von Frau Dornfelder abnabeln und konnte schon 1950 ihr „Labor Herforth“ in zwei Räumen nach ihrem wissenschaftlichen Anspruch gestalten.



Seit 1949 hatte sie eine Habilitationsaspirantur an der Humboldt Universität inne und wurde im Mai 1953 durch den Dekan der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät aufgefordert die für die Habilitation erforderlichen Unterlagen einzureichen. Da sie zahlreiche Publikationen vorzuweisen hatte, wurde auf das Verfassen und Einreichen einer Habilitationsschrift verzichtet werden. Nach Erhalt des Schreibens fragte Frau Herforth an der Universität Leipzig an, ob dort die Habilitation möglich und gewünscht wäre.

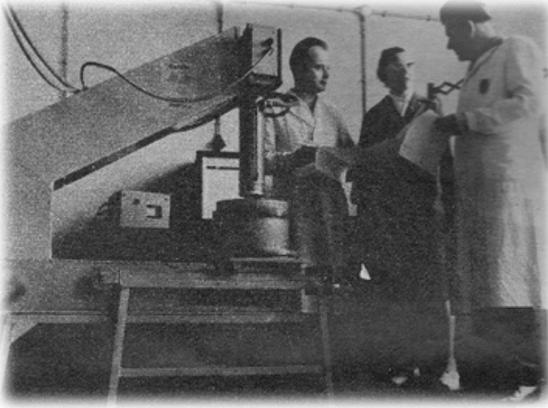
Die Habilitation war in Leipzig ebenfalls ohne das zusätzliche Anfertigen einer Habilitationsschrift möglich und so habilitierte sie noch im selben Jahr an der Universität Leipzig. Für ihre Habilitation in Leipzig entschied sie sich der Maxime ihres Vaters folgend: „Gehe stets dahin, wo Du am meisten gebraucht wirst.“ Nicht nur hierbei sondern bei allen wichtigen Karriereentscheidungen folgte sie dieser Maxime. Zusätzlich sah sie es als zielgerichtete Loslösung von ihrem bisherigen Labor „Dornfelder“. Die Universität Leipzig stellte für sie den Antrag auf eine Dozentur für Strahlungsphysik ab dem 1. September 1954 und so hielt sie ab Herbst Lehrveranstaltungen und nahm ihre Forschungstätigkeiten hier auf.

Bei den sich aufbauenden Karriereschritten hat Frau Herforth schnell gelernt, was es bedeutet ein Team zu leiten und zur bestmöglichen Leistung zu führen. Bei anstehenden Entscheidungen, handelte sie nicht überstürzt oder unüberlegt. Häufig sagte sie dann: „Ich schlafe eine Nacht darüber, dann entscheide ich.“



Neben der Tätigkeit an der Universität Leipzig blieb sie voll verantwortliche Leiterin des Labors in Berlin-Buch, mit einer Anwesenheitspflicht von zwei Tagen in der Woche. An der Universität Leipzig arbeitete sie allerdings hauptamtlich nur ein Jahr. Am 1. September 1955 begann ihr Arbeitsverhältnis an dem Institut von Carl Friedrich Weiss, dessen offizieller Name „Institut für angewandte Radioaktivität“ (IaR) sein würde und das unter dem Dach des „Instituts für organisch-chemische Industrie“ gegründet wurde.

Für diese Tätigkeit wurde ihr Arbeitsvertrag mit der Universität Leipzig durch einen Einzelvertrag mit dem Ministerium für Schwerindustrie und einem Zusatzvertrag mit der Universität Leipzig ersetzt. Denn sie hielt weiterhin hier Vorlesungen. Das Institut für angewandte Radioaktivität befand sich noch im Aufbau und wurde am 1. Januar 1956 eröffnet. Sie war die Leiterin der Abteilung Ausbildung, die es von Grund auf neu aufzubauen und formen galt. Dabei war das Praktikum für Mitarbeiter in der Industrie, an Hochschulen und medizinischen Einrichtungen vorrangig, in dem diese für die Arbeiten mit radioaktiven Stoffen geschult wurden. Die Skripte und Arbeitsanweisungen für das Praktikum mündeten in dem international anerkannten Praktikumsbuch „Praktikum der Radioaktivität und der Radiochemie“.



Die Fakultät Stoffwirtschaft der 1954 gegründeten Technischen Hochschule in Leuna-Merseburg beantragte die Berufung von Frau Herforth als Professorin mit dem Auftrag der Lehre für das Fach „Angewandte Radiochemie“ zum 1. September 1957. In den dafür angefragten Gutachten über Frau Herforth heißt es unter anderem: „Frau Herforth ist aber nicht nur ein sauber arbeitender und erfahrener Experimentalphysiker, sondern auch gleichzeitig

ein pädagogisch betagter Lehrer geworden. Ihre Vorlesungen sind musterhaft und vorzüglich vorbereitet. [] Eigentlich ist sie ständig überarbeitet, weil sie keine Schonung gegen sich selbst kennt.“

Liselott Herforth hielt in Merseburg alle Vorlesungen über Messtechnik, Radioaktivität, Dosimetrie und Strahlenschutz. Die Lehrbefähigung erhielt sie erst Anfang Dezember, dann allerdings rückwirkend für den 1. November. Außerdem blieb sie die Leiterin der Abteilung Unterricht am IaR in Leipzig und hielt auch an der Universität Leipzig weiterhin ihre Vorlesungen über künstliche radioaktive Isotope.

Als 1958 die Atomenergiekonferenz in Genf stattfand, war Liselott Herforth eine der 35 Wissenschaftler:innen aus der DDR, die als Beobachter:innen daran teilnahmen. Zum 1. September 1960 wurde sie Professorin mit vollem Lehrauftrag für angewandte Radioaktivität an der Fakultät Kerntechnik der Technischen Hochschule (TH) Dresden. Dazu gehörte ebenfalls die mit ihrem Fach verbundene Forschungstätigkeit. Der Anfang in Dresden war allerdings mit Unsicherheiten behaftet. Sie erinnert sich daran später folgendermaßen:



„Kaum angekommen, wurde in allen Gremien auch außerhalb der TH die Frage der Auflösung der Fakultät K (Fakultät Kerntechnik der TH/TU Dresden) diskutiert. Da ich in das gesamte Hochschulgeschehen der TH noch wenig Einblick hatte und zu den Kollegen noch wenig Kontakt, saß ich zunächst im Zelleschen Weg 19 noch ziemlich vereinsamt und hatte damals noch genügend Zeit zum Nachdenken. Ich sah zunächst meine Aufgabe darin, mir im Institut [...] das Vertrauen aller Mitarbeiter zu erwerben, denn dieses Institut sollte ich einmal übernehmen. Dies ging auch sehr schnell, denn die Mitarbeiter waren sehr froh, dass jemand da war, der Zeit für sie hatte, der Doktorarbeiten betreute, der ausschließlich an der TH wirkte. Das mit der vielen Zeit zum Nachdenken dauerte auch nicht lange, dann wurde ich in die Fakultätsarbeit einbezogen.“



Ihr Vater gab ihr ebenfalls den Lebensratschlag: „Gehe immer dahin, wo Du am meisten gebraucht wirst!“ den sie ihrer Karriere zugrunde legte. Im April 1962 entschloss sie sich in die SED einzutreten. Zu einem Zeitpunkt in dem sie schon hoch oben in der wissenschaftlichen Karriere angekommen war. Im Antrag auf Aufnahme in die SED begründete sie ihren Wunsch folgendermaßen: „Ich bin der Überzeugung, dass ich als Parteimitglied meine

Aufgaben als Hochschullehrer, nämlich das teuerste Gut des Staates, seine Jugend, auszubilden und zu erziehen, noch besser werde erfüllen können als bisher.“

Zum Thema der Gleichstellung der Frau sind viele Zitate von ihr überliefert:

„Wenn ein Mädchen gut tanzen oder singen kann, überlegen die Eltern, ob die Tochter auf die Ballettoder die Musikschule gehen könnte. Sie wissen: Wenn man nicht früh mit dem Üben anfängt, dann wird es nichts. Wenn jedoch eine Tochter im Mathematikunterricht sehr gute Leistungen vollbringt, welche Eltern richten dann schon die Aufmerksamkeit darauf und machen dem Kind klar, dass es [...] Berufe gibt, für die die Mathematik gute Voraussetzungen schafft!“

„Die gesamte Arbeit zur Entwicklung und Förderung der Frau muss zum Prinzip der Leitungstätigkeit in allen Instituten, Ausbildungsstätten und Industriezweigen werden.“

„Warum sind zu wenig Frauen in leitenden Stellungen der Industrie zu finden? Wir müssen auch bei den Mädchen schon auf der Hochschule dafür sorgen, dass diese neben dem Erwerb fachlicher Kenntnisse auch zu Persönlichkeiten erzogen werden, die schon wissen, was Leiten überhaupt bedeutet.“

Die wissenschaftliche Karriere ist für Frauen damals wie heute schwieriger. In einem Vortrag auf einem Frauenkongress 1964 stellte sie die Frage: „Wie sieht nämlich die Praxis aus?“ Ihre Antwort und Einschätzung folgte sogleich: „Der Weg von der Studentin bis zum Hochschullehrer ist ein langer Weg, und er ist nicht nur lang, sondern das ist auch ein Beruf, in dem es gerade auf technischem Gebiet keinen Abschluss in der Ausbildung gibt. Zunächst muss die Frau gerade in den Jahren, in denen sie eine Familie gründet und die Kinder klein sind, also zwischen 20 und 30 Jahren, sehr intensiv arbeiten. Sie muss ihr Diplom machen, ihren Doktor machen. Aber damit ist noch nicht Schluss. Dann kommt die Habilitation. Das dauert nochmals etwa vier Jahre. [...] Es ist daher besonders schwierig für eine Frau, dieses Ziel zu erreichen, wenn sie nicht auf eine Familie verzichten will.“

Ihr Vorschlag für eine verstärkte Frauenförderung schließt sich an: „Für die weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchskräfte sind individuelle, die familiären u.a. Bedingungen berücksichtigende Förderungspläne auszuarbeiten. Ihnen ist eine kontinuierliche und systematische wiss. Betreuung durch die Professoren und Institutskollektive zu sichern.“

Frau Prof. Herforth wird die erste deutsche Universitätsrektorin

Am 29. Oktober 1965 wurde Frau Herforth zur ersten deutschen Rektorin ernannt. Frau Herforth ordnete ihre Wahl zur Rektorin als Zeichen der Gleichberechtigung ein: „Hierdurch ist erneut unter Beweis gestellt, dass unseren Frauen in der DDR alle Wege offenstehen, die mit höchster Verantwortung verbundenen Ämter einzunehmen. Gerade an einer Technischen Universität sollte dies uns helfen, mehr Frauen und Mädchen für ein technisches Studium zu gewinnen.“ Sie war für zwei Jahre gewählt und wurde noch einmal für ein weiteres Jahr bestätigt. (bis 1968)



Der Tag ihrer Ernennung fiel zusammen mit der Immatrikulation des neuen Studienganges. In ihrer Rede hatte sie an die neuen Student:innen viel zu richten: „Wenn Sie nach fünf Jahren das Studium beendet haben werden, so wartet auf Sie ein Arbeitsplatz in der Industrie oder in einem Institut oder auch an einer Hochschule. Sie haben während dieser fünf Jahre nur eine Sorge und die wird und muss darin bestehen, sich zu einer sozialistischen Persönlichkeit zu entwickeln, ausgerüstet mit bestem Fachwissen. Diese Sorge ist auch unsere Sorge, d. h. die Sorge des gesamten Lehrkörpers. [...] Wir werden Ihnen durch besonders intensive Anleitung in den ersten Semestern den Anfang erleichtern helfen. [...] Die Anforderungen an Sie werden wachsen. Sie werden jedoch bald erkennen, wenn Sie die 24 Stunden des Tages gut nutzen und

die Arbeit richtig einteilen, dann bleibt Ihnen auch noch Zeit für Sport, Musik, Theater und andere kulturelle und gesellschaftliche Betätigung.“

In ihrer Ansprache richtete sie das Wort auch direkt an alle weiblichen Studentinnen. Sie gab vor, was möglich war und was dafür erwartet wurde. Welche Eigenleistung eine Jede auf ihrem Karriereweg zu erbringen hatte: „Sie leben in einer für uns Frauen guten und glücklichen Zeit, uns stehen alle Berufe offen. Aber, und das möchte ich Ihnen heute mit auf den Weg geben, wir müssen täglich aufs Neue beweisen, dass wir uns unseren Platz in der Gesellschaft mit Recht erworben haben. Wenn Sie also heute Ihr Studium beginnen, so werden viele Studienkollegen und Hochschullehrer mit großen Erwartungen auf Sie blicken. [...] Alle Möglichkeiten werden Ihnen eingeräumt, um die schönsten und höchsten Ämter zu bekleiden, jedoch die Voraussetzungen dazu müssen Sie sich selbst erarbeiten.“

Dabei können wir Ihnen zwar helfen, aber die Schaffung der fachlichen Voraussetzungen sowie die Entwicklung zu einer sozialistischen Persönlichkeit kommt auf Sie in gleicher Weise zu wie auf die männlichen Studenten.“

Staatsratsmitglied Liselott Herforth

Zusätzlich zur Ernennung als Rektorin wurde sie 1965 auch Staatsratsmitglied. In einem Bericht an den Staatsrat finden wir ihre Einschätzung dazu: „Die Verbindung Rektor und gleichzeitig Mitglied des Staatsrates zu sein und umgekehrt, als Mitglied des Staatsrates Rektor zu sein, ist gerade für mich als erste Rektorin eine sehr gute Kombination, die mein Wirken sehr unterstützt und mir manches erleichtert. Natürlich können nicht alle Rektoren Mitglied des Staatsrates sein, aber wichtig ist, dass der Rektor zu jeder nur auftretenden Frage [...] eindeutig und klar Stellung bezieht.“

„Es kann die zum Teil an der Universität vertretene Auffassung nicht gebilligt werden, dass das Studium ein Ausleseprozess sei und die Aufgabe darin bestünde, vermeintliche Versager möglichst zu Beginn der Studienzeit zu erkennen und rechtzeitig zu exmatrikulieren. Es ist die Pflicht eines jeden Angehörigen der Universität, alle zum Studium zugelassenen Studierenden zu befähigen, das Studienziel zu erreichen.“

Ab 1969 war sie Professorin in der Sektion Physik. In diesem Jahr bekam sie auch die Auszeichnung „ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften“ zu werden. In einem Gutachten dazu heißt es: „Frau Herforth hat einen guten Blick für technische Realisierungen wissenschaftlicher Ergebnisse und verfügt über sehr gute Beziehungen zur Industrie.“ und „Erstaunlich ist, dass Frau Herforth ihre wissenschaftlichen und organisatorischen Tätigkeiten neben einer sehr stark belastenden politischen Arbeit durchzuführen verstand.“

Was heute immer noch gilt, kommunizierte Frau Herforth auch damals schon: „Wir sollten bedenken, dass ein großer Teil unserer Forschungskapazität durch unsere Studenten getragen wird. Wenn dies nicht so wäre, könnten wir unsere Forschungsverpflichtungen überhaupt nicht erfüllen. Dabei muss von den Hochschullehrern und wissenschaftlichen Mitarbeitern ein erheblicher Aufwand betrieben werden, um zu hohen Leistungen zu kommen. Die betreuenden Mitarbeiter können dabei selbst weniger unmittelbar forschen.“

Im Abstand von je einem Jahr erhielt sie 1974 die Ehrendoktorwürde der Technischen Hochschule für Chemie Veszprém (Ungarn), die „Verdienstmedaille der Nationalen Volksarmee“ und 1976 die Humboldt-Medaille in Gold. Frauen gingen damals mit 60 Jahren in den Ruhestand. Männer hingegen gingen erst mit 65 Jahren. Mit 60 Jahren, 1976, fühlte Frau Prof. Herforth sich intellektuell leistungsfähig und körperlich ihren Aufgaben gewachsen.

Es ist überliefert, dass sie dies als Ungerechtigkeit empfand und gerne noch weiterhin in vollem Umfang Hochschullehrerin gewesen wäre. Mitte August wurde mit der Universität Dresden dann eine Vereinbarung geschlossen, dass sie ab dem 1. September 1977 weiter für die Universität tätig sein würde. Ihre Aufgaben waren die Überarbeitung des Praktikumsbuchs neben Disputationsvorsitzen und neben dem Schreiben von Dissertationsgutachten. Mit 65. Jahren hat Frau Herforth höchstwahrscheinlich noch damit gerechnet ein weiteres Mal für die Volkammer, in der sie seit 1963 Mitglied war, kandidieren zu können. Allerdings teilte man ihr 1981 mit, dass sie nicht noch einmal aufgestellt werden würde. Um die Zeit ihres 75. Geburtstags zog sie 1991 in ein Seniorenheim. Sie war weiterhin in Wissenschaftsakademien aktiv. Ihre angefangenen Memoiren hat sie allerdings nicht mehr fertiggestellt.

Sollten Sie Fehler finden oder RechteinhaberIn eines Bildes sein und mit der Verwendung auf dieser Seite nicht einverstanden sein, wenden Sie sich bitte an beam@chemie.uni-halle.de.

Literaturnachweis

- 1) Voss, Waltraud: Liselott Herforth; Die erste Rektorin einer deutschen Universität, transcript Verlag, 2016, ebook.
- 2) <https://tu-dresden.de/ua/archiv-bestaende/medienarchiv/professorenbildnisse>
- 3) <https://www.bbaw.de/die-akademie/akademie-historische-aspekte/mitgliederhistorisch/historisches-mitglied-lieselott-herforth-1109>